

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 Mk., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion:
Leipzig, Tauchaer Straße 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Fernsprecher: 13 603.

Inserate kosten die 7zeilige Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— Mk. jedes Tausend, bei Teilaufgabe 5.— Mk. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 19/21, Fernsprecher: 4506 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

Tageskalender.

Die Genossen Groß-Berlins bedauerlich in ihrer Generalversammlung das fortschrittlich-sozialdemokratische Stichwahlabkommen wegen der Dämpfung des Wahlkampfes in 16 Wahlkreisen.

Das ungarische Kabinett Rhuen-Fejervary ist in der bisherigen Zusammensetzung neu ernannt worden.

Der Sultan Mulay Hafid hat den Vertrag unterzeichnet, durch den Marokko unter das Protektorat Frankreichs gestellt wird.

Nach einem halben Jahr.

Leipzig, 1. April.

Ein halbes Jahr ist vorüber, seitdem Italien den Kampf um das letzte Fleckchen Nordafrikas begonnen hat, das sich noch nicht in Händen des europäischen Kapitals befand. Diese sechs Monate des türkisch-italienischen Kriegs sind arm an dramatischen Ereignissen, die Europa in Atem halten könnten, aber reich an Tatsachen, bei denen zu verweilen es sich verlohnt.

Der italienische Raubzug wirft viel Licht auf die verschiedenen Fragen der imperialistischen Politik. Als die ersten Schüsse fielen, war es dahin mit der italienischen bürgerlichen Friedensbewegung. Die eben in Bern auf einem internationalen Friedenskongreß weilenden bürgerlichen italienischen Friedensfreunde — die Geschichte kennt bessere Wiße wie die besten Spasmacher — packten ihre Friedensliebe in den Koffer und kehrten nach Italien zurück, um sich die Kehlen heiser zu schreien zum Ruhm des glorreichen Feldzugs. So zeigte sich wieder, wie viel man erwarten darf von den Friedenspolitikern, die halb Schwärmer und halb Schwindler, überhaupt kein Stückchen realer Macht darstellen und darum beim ersten Stoß des imperialistischen Windes umfallen müssen. Bemerkenswert schon war der Freudenrausch, der die Massen des Kleinbürgertums ergriff, obwohl sie vom Krieg nichts als Lasten und Leiden zu erwarten hatten. Der Lärmel, der sie ergriff, ist eine Warnung für die proletarische Internationale, die imperialistische Gefahr nicht zu unterschätzen auf Grund der simplen Rechnung, daß der Imperialismus wirtschaftlich nur einer begrenzten Clique von Börsenwölfen dient. Er weckt in niedergebenden Klassen Hoffnungen auf den gesellschaftlichen Aufstieg, zieht sie an durch das Waffengeklirr und das Romantische, das ihn umgibt. Nur die Arbeiterklasse der industriell entwickelten Teile Italiens hielt sich fern von dem nationalen Kummel, ja sie hatte den Mut, sich ihm entgegen zu stellen. Und wenn auch der Protest nicht vermochte, den Regierungsspiroten Halt zu gebieten, so braucht das europäische Proletariat daraus keine pessimistischen Schlüsse zu ziehen für die Aussichten, die die antiimperialistische Aktion überhaupt hat. Die industrielle Arbeiterschaft Italiens hat sich zum Protest gegen den Im-

perialismus erhoben. Daß dieser Protest sich nicht in eine Aktion von bestimmendem Einfluß verwandelte, das verschuldet die soziale Schwäche der italienischen Arbeiterklasse, die wieder durch den niedrigen Stand der industriellen Entwicklung Italiens bedingt ist. Die kapitalistische Welt hat also keine spezielle Ursache, aus der Haltung der italienischen Arbeiterklasse die Hoffnung zu schöpfen, es würden sich auch in kapitalistisch hoch entwickelten Staaten imperialistische Raubzüge glatt arrangieren lassen, ohne daß das Kapital auf fühlbaren Widerstand des Proletariats stoßen müßte. Gegen die Berechtigung solcher kapitalistischer Hoffnungen spricht noch ein Moment. Was die Volksmassen am meisten zum Kampfe gegen den Imperialismus aufreißt, das sind erstens die Lasten, die sein Wachstum verursacht, und dann die Gefahren eines Krieges zwischen den europäischen Völkern. Der italienische Imperialismus hat das Volk erst zu belasten begonnen, die Türkei ist im Bewußtsein der Arbeitermassen kein europäischer Staat, es drohte keine Gefahr, daß italienische Proletarier mit türkischen kämpfen müßten, so daß in Italien eine ganze Masse aufreißender, zum aktiven Widerstand anspornender Momente fehlt, die bei jedem andern größeren internationalen Konflikt in die Waagschale fallen und antiimperialistische Wirkungen auslösen müßten.

Noch weniger Grund zur Freude hat der internationale Imperialismus, wenn er die zweite Seite des italienischen Abenteuers in den sechs Monaten seiner bisherigen Dauer kritisch würdigt. Ueber 100 000 italienische Soldaten befinden sich in Tripolis, 270 Mill. Lire sind schon verpulvert worden, und das Resultat? Fünf Küstenstädte haben die Italiener bisher besetzt, keine 15 Kilometer haben sie ins Land dringen können. Und in den eroberten Sandsteden sitzen sie eher als Belagerte, denn als Eroberer. Sie stehen im Kampfe gegen einen Feind, den sie schon darum nicht niederzingen können, weil er sich ihnen als kompakte Macht gar nicht stellt. Schwärme von Arabern und Berbern durchziehen bei Nacht die Wüste, fallen aus den Bergen wie Habichte aus, schleichen sich an die besetzten Lager der Italiener bevor der Tag anbricht, und wenn sie auch nicht imstande sind, ein Blutbad unter den Italienern anzurichten, so ermüden sie und erschöpfen die italienischen Kräfte doch bis aufs äußerste. Wie die besten Kenner des Landes behaupten, kann ein solcher Kampf jahrelang dauern, ohne daß die Italiener ihr Ziel erreichen. Und es ist nichts andres als das Gefühl der Ohnmacht, das die Italiener zu Angriffen auf die kleinasiatische oder arabische Küste der Türkei führt, daß sie mit dem Gedanken der Eroberung der Dardanellendurchfahrt spielen läßt. Denn sie können durch diese Aktionen nichts erreichen. Die Türkei ist ökonomisch zu wenig entwickelt, als daß man sie durch Flottenangriffe auf ihre Häfen schwächen könnte. Geschädigt wird dadurch nur das europäische Kapital. Sollte aber Italien sich nicht mit vereinzelten Flottenaktionen begnügen, sondern zu einem Vorstoß gegen Konstantinopel übergehen, so würde es nicht umhin können, sich mit der Türkei zu Lande zu messen, was nur mit einer italienischen Niederlage enden könnte. Falls Italien durch seine Flottenaktionen nichts andres bezweckt, als die Inter-

vention der ökonomisch geschädigten Großmächte gegen die Türkei zu erlangen, so würde es kaum viel erreichen, schon gar nicht davon zu reden, daß angesichts der sich in Konstantinopel kreuzenden Interessen der Großmächte es mit einer solchen Intervention lange Wege haben muß. Aber selbst wenn die Großmächte auf die Türkei einen Druck auszuüben veruchten, um sie zu einem schnelleren Friedensschluß zu bewegen, welchen Einfluß hätte dieser Schritt auf die Lage in Tripolis?

In Tripolis kämpfen nicht türkische Truppen, sondern das Volk, das sich gegen das Eindringen des Kapitals aufbäumt, weil es davon nichts Gutes erwartet! Der Gegensatz zum europäischen Kapital kommt den Arabern und Berbern natürlich als religiöser Gegensatz der Mohammedaner zu den Ungläubigen zum Bewußtsein, wodurch er nur an Dauerhaftigkeit und Kraft gewinnt. Das ist die Hauptsache. Die Nachrichten von dem Panislamismus, von der dämonischen Macht des Senussiordens sind alles Märchen, von Zeitungs-korrespondenten in die Welt gesetzt, die sich keine Mühe geben, nicht nur die Sache an Ort und Stelle zu studieren, sondern selbst europäische wissenschaftliche Werke zu lesen. Der Panislamismus ist eine geistige Konstruktio der Europäer, die das Bestehen einer solchen einheitlichen Bewegung annehmen, weil sie sehen, wie türkische, arabische Bauern und Nomaden sich dem Einzug des Kapitals in ihre Sitze widersetzen. Eine gleiche Ursache, die Angst vor dem europäischen Kapital, gibt diesen Bewegungen eine Ähnlichkeit, aber keine allgemeine Idee. Was den Senussiorden anbetrifft, so nimmt er teilweise Anteil an dem Kampfe gegen Italien: hauptsächlich aus materiellen Gründen. Er hat nämlich in seinen Händen den ganzen Handel Zentralafrikas, der über Tripolis geht — darunter den Sklavenhandel — und befürchtet europäische Konkurrenz. Die italienischen Ausbeuter könnten also den Senussiorden durch Versprechungen für sich gewinnen, wie es nicht ausgeschlossen ist, daß auch die türkische Regierung dem europäischen Druck nachgeben würde. Das alles könnte jedoch jahrelang ohne Einfluß auf das tripolitische Volk bleiben.

Kein Wunder also, daß der italienischen Regierung bange wird bei der Frage: Was weiter? Anzeichen sprechen dafür, daß sie in den nächsten Wochen diese Frage durch einen Huzarenritt zu lösen versuchen wird. Denn jetzt ist in Tripolis die günstigste Zeit zu einem Vorstoß: der Frühling. Im Winter war ein Vordringen wegen des Regens unmöglich, im Sommer, der dort Mitte Mai beginnt, wird er unmöglich sein wegen der Hitze. Ein kräftiger Vorstoß in Tripolis einerseits, eine Aktion gegen die europäische Türkei auf der andern scheinen in der Luft zu liegen.

Aber sie sind nicht geeignet, die Sache Italiens beim Beginn der zweiten Hälfte des ersten Kriegsjahres schnell vorwärts zu bringen. Sie können nur wichtige Änderungen in der internationalen Lage verursachen, was eine Frage für sich bildet.

Feuilleton.

Die Kinder des Jorns.

Eine Gesindegeschichte von Jeppe Kallner.
Autorisierte Uebersetzung von Erich Böhm.

34) [Nachdruck verboten.]

War die Grütze beim Mittagstisch angebrannt, so legte Rild seinen Löffel nicht weg, um sich dann in der Speiskammer schadlos zu halten, sondern feuerte ein paar Brandraketen gegen die unselige Haushälterin ab und tauchte im übrigen seinen Löffel neben dem des Knechts in die gemeinsame Schüssel, bis kein Körnchen Grütze mehr darin zu finden war. So ging er auch Seite an Seite mit Per aufs Feld und fürchtete sich ebensowenig vor Stoß und Schramme oder einer nassen Tade wie dieser. Eine solche Gleichheit entwarfneet viel Mißmut.

Und es war sehr wahr, was der Tagelöhner Jens Romlen zu sagen pflegte: „Zwei Tage in Rild Pejrsens Torfmoor, die vergehn grad so schnell wie auf dem Rörhof einer. Sicher und gewiß!“

Bei allen seinen trefflichen Eigenschaften war Rild ein ziemlich unausgeklärter Mann: er war in dieser Hinsicht wie die Bauern zumeist. Wie der größte Teil seiner Standesgenossen hatte er nie ein Buch ausgelesen. Während einiger weniger Wintermonate war er auf ein Quartal des in der nächsten Kleinstadt erscheinenden Volksblatts abonniert; aber die Wahrheit zu gestehen, hielt er das Blatt einzig der Bekanntmachungen und der „Sensationsnachrichten“ wegen und bestellte es immer wieder ab, sobald die Hafersaat bei ihm begonnen hatte.

Diese regelmäßig wiederkehrende Einstellung des Abonnements war für Per ein wahrer Kummer; denn jedes Stück bedrucktes Papier hatte stets einen eigenen Reiz für ihn besessen, und je mehr er heranwuchs, desto mehr regte sich in seinem Blut ein förmlicher Hunger nach Belehrung und Lektüre.

War er auf dem Felde zu der Zeit, wo aus der Schule die Kinder kamen, die für den Schulgen oder sonst einen der neu-mobilischen Reformbauern eine Zeitung mitbekommen hatten, so lief er oft über den ganzen Acker hin, nur um einen Blick hineinwerfen zu können. Bei seinem knapp zugemessenen Lohn, der — dank der großen Armut seiner Eltern den Weg in verschiedene Taschen nehmen mußte — konnte er sich die Verschwendung, ein Blatt auf eigene Rechnung zu halten, nicht gestatten. Zudem hätte das böses Blut bei seinem Dienstgeber gemacht, da sozusagen, kein Bauer, er mag sonst noch so billig sein, es gern sieht, wenn seine Leute lesen.

Wie hätte er auch dazu Zeit finden sollen? Des Sommers ein Arbeitstag unter offenem Himmel von 17—18 Stunden mit knapp zugemessenen Essenszeiten; während der Ernte und Mahd mußte nicht selten auch des Sonntags gearbeitet werden; des Winters: Dreschen und Stallarbeit, solange nur ein Schein am Himmel war; hernach Strohschleife drehen, Korbflechten, Federrupfen und andre Bastelereien bei der qualmenden Gesindestubenlampe, bis der letzte Tropfen Del ausgebrannt war — und immer für den Dienstherrn — nie für sich selbst.

Das Strohhund beiseite zu legen und ein Buch oder eine Zeitung zur Hand zu nehmen, wäre einfach eine Meuterei gewesen, die in den meisten Fällen ein regelrechtes Davongejagtwerden zur Folge gehabt hätte.

Gleichwohl gelang es Per, ein festes Mal etwas zu lesen, zumeist gegen Ende des Winters, wenn die vorausbestimmte Anzahl Strohschleife fertig gewunden am Hahnenbassen hingen,

Per Lesestoff kam ihm von zwei Seiten zu; ein ganzer Strom verlegener, fabelndustender Romantik, historischer Romane und harmloser Novellen von Lehrer Gybelens altväterischen Bücherregalen; eine Flut, salzig und bitter, aus Kofs etwas zufällig zusammengetragener Bücherammlung; hohle Probedichtungen oder sogar sozialpolitische Literatur mit starker, schonungsloser Bloßstellung der Verkehrtheiten der Gesellschaftsordnung. Diese Bücher sagten Per am meisten zu, nicht selten erörterte er ihren Inhalt mit dem Hausvater, wenn sich Gelegenheit dazu bot.

Eines Abends streckte Rild sich bequem auf der Bank aus und stützte den Rücken gegen das Uhrgehäuse, neben dem der Breitrog lehnte, und rief:

„Dies rns jeht was vor, Per, was zum Lachen; denn das, womit du gestern gekommen bist, daraus kann, meiner Seel, nie nichts werden.“

„Was möchte denn das gewesen sein?“

„Ach, die Geschichte, daß wir, die auf den Bauernhöfen sitzen, einmal das doppelte werden an Leutlohn hergeben müssen und noch dazu, soviel ich habe verstehen können, uns mit der halben Arbeitszeit zufriedengeben.“

„Warum denn nicht? Es ist in der Stadt doch auch so gegangen,“ entgegnete Per.

„In der Stadt, da ja! Aber dort finden sie doch ihr Geld auf der Straße. Auf dem Land aber! Auf dem Land! Ich weiß nicht, wie ein gescheiter Bursh wie du nur so was denken kann? Wir müßten, bei meiner Seligkeit, alle miteinander aus unsern Höfen hinaus; ja das tät's noch nicht einmal. Und wo wölkst ihr dann hin und was verdienen?“

„Ach was, gingt ihr hinaus, gingen wohl andrer hinein,“ verlegte Per.

„Rein, nein! Davon darfst du nimmer reden! Das läßt sich nicht machen; außer ihr hättet es geradezu in Willens, die Bauern zu erschlagen!“ sagte Rild und zog sein Bein festig von der Bank herunter.